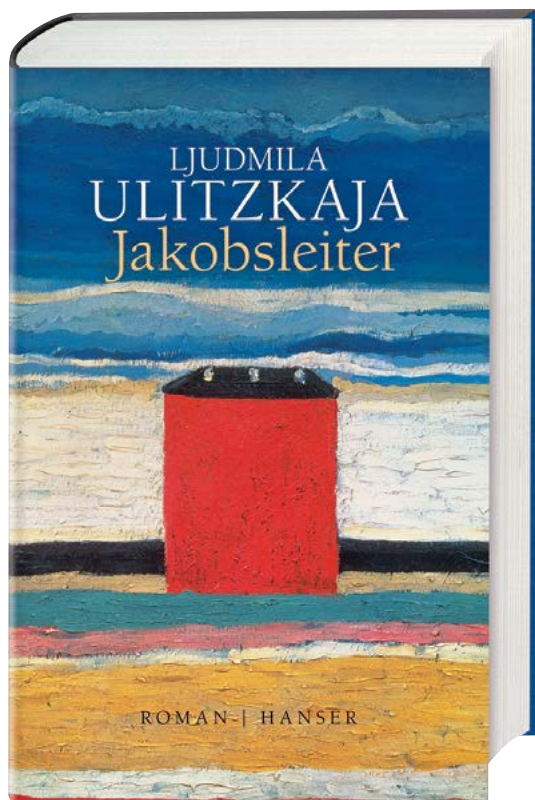


Leseprobe aus:
Ljudmila Ulitzkaja
Jakobsleiter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER



LJUDMILA ULITZKAJA

Jakobsleiter

Roman

Aus dem Russischen
von Ganna-Maria Braungardt

Carl Hanser Verlag

Die russische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel *Lestniza Jakova* bei AST in Moskau.

Die Originalausgabe wurde in Zusammenarbeit
mit der Autorin vollständig durchgesehen.

Dieses Buch enthält Zitate aus Briefen und einem Tagebuch
aus dem Familienarchiv sowie aus der Akte
von Jakow Ulitzki, KGB-Archiv Nr. 2160.

I 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN 978-3-446-25653-8

© 2015 by Ljudmila Ulitzkaja

Published by arrangement with ELKOST Intl. Literary Agency
and Christina Links Agentur

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2017

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

... des Daseins langer Geisterschatten
scheint hinter meiner Seite auf
wie Wolken von der Zukunft her –
und meine Zeile endet nie.

Vladimir Nabokov

Erstes Kapitel

Die Weidentruhe

(1975)

Der Kleine war vom ersten Augenblick an schön – er hatte ein deutliches Grübchen am Kinn, und sein Köpfcchen schien durch die Hand eines guten Friseurs gegangen zu sein: Die Haare waren kurz wie die seiner Mutter, nur ein wenig heller. Nora liebte ihn sofort, obgleich sie vorher ihre Zweifel gehabt hatte. Sie war zweiunddreißig und glaubte, Menschen nur noch lieben zu können, wenn sie es verdienten, nicht einfach so, nur weil sie mit ihr verwandt waren. Der Kleine rechtfertigte die unmotivierete Liebe vollkommen – er schlief gut, schrie nicht, trank fleißig und betrachtete interessiert seine geballten Fäustchen. Disziplin zeigte er nicht – er schlief mal zwei, mal sechs Stunden hintereinander, dann wachte er auf, bewegte schmatzend die Lippen, und Nora legte ihn sofort an die Brust. Auch sie hielt nichts von Disziplin, und sie registrierte diese Gemeinsamkeit.

Ihre Brüste hatten eine märchenhafte Verwandlung erfahren. Schon während der Schwangerschaft ansehnlich angeschwollen, waren die einst flachen Schalen, aus denen nur die Nippel herausragten, nun, da reichlich Milch einschoss, zu etwas sehr Gewichtigem geworden. Nora betrachtete sie mit Respekt und empfand diese Verwandlung als merkwürdig angenehm. Obwohl sie körperlich eher lästig und unbequem war, vor allem das ständige Druckgefühl. Das Stillen selbst weckte verdächtig wohlige Empfindungen, die mit dem eigentlichen Vorgang nichts zu tun hatten. Inzwischen war der Kleine bereits drei Monate auf der Welt und hieß nicht mehr »Baby«, sondern Jurik.

Er bekam das einstige Zimmer von Noras Mutter, das unbewohnt war, seit Amalia Alexandrowna endgültig zu ihrem Mann Andrej Iwanowitsch aufs Land gezogen war. Zwei Wochen vor der Entbindung hatte Nora das Zimmer rasch gestrichen, und nun schlief Jurik in dem

weißen Kinderbett, das im zweiten Akt der *Drei Schwestern* als Requisite hatte dienen sollen. Die Aufführung war verboten worden, was inzwischen niemanden mehr interessierte, doch in der vorigen Spielzeit hatte der Skandal das ganze Theater erschüttert. Nora war die Ausstatterin gewesen, Tengis Kusiani der Regisseur.

Vor seinem Abflug nach Tbilissi hatte Tengis gesagt, er werde nie wieder nach Moskau zurückkehren. Ein Jahr später rief er Nora an und erzählte ihr von einem Angebot aus Barnaul, er solle Ostrowskis *Mädchen ohne Mitgift* inszenieren, er überlege noch. Am Ende des Gesprächs forderte er Nora auf, ihn als Ausstatterin zu begleiten. Er schien nicht zu wissen, dass sie ein Kind bekommen hatte. Oder tat er nur so? Erstaunlich – sollte der Buschfunk diesmal versagt haben? Die Theaterwelt war ein Misthaufen, in dem stets im Privatleben gewühlt, jede noch so nichtige Kleinigkeit bekannt wurde; und wer wen liebte, wer bei einem Gastspiel in der Provinz mit wem zusammen auf den Hotellaken gelandet war und welche Schauspielerin wessen Kind abgetrieben hatte – solche Dinge verbreiteten sich erst recht im Nu.

Nora betraf das kaum, sie war kein Star. Sie hatte lediglich ein glänzendes Fiasko hingelegt. Und ein Kind geboren. Die Theaterwelt fragte sich im Stillen: Von wem wohl? Denn natürlich wussten alle über ihr Verhältnis mit dem Regisseur Bescheid. Noras Mann war nicht am Theater, er war »von draußen«, und sie selbst gerade mal eine junge Bühnenbildnerin, deren Karriere erst begann. Und womöglich schon beendet war. Deshalb zeigte der Theaterklüngel kein besonderes Interesse an ihr, es gab kein Getuschel hinter ihrem Rücken und keine verstohlenen Blicke. Aber auch das war nun ohne Belang, denn Nora hatte im Theater gekündigt.

Jurik war seit acht Uhr wach. Um neun hatte die Krankenschwester Taissija kommen sollen, um ihn zu impfen, doch es war schon nach zehn, und sie ließ sich noch immer nicht blicken. Nora ging ins Bad, Wäsche waschen. Sie hätte das Klingeln fast überhört, stürzte zur Tür und öffnete. Taissija plapperte gleich auf der Schwelle los. Sie war nicht nur Krankenschwester in der Kinderarztpraxis, sie empfand ihre Arbeit

als Mission: Sie erzog die unverständigen jungen Mütter, weihte sie in das heilige Mysterium der Kinderaufzucht ein und vermittelte ihnen nebenbei jahrhundertealte Frauenweisheiten, belehrte sie über Ehe und Familie, war eine Expertin im Umgang mit Schwiegermüttern und dem übrigen Anhang der Ehemänner, einschließlich ihrer Exfrauen. Sie war eine fröhliche und eifrige Tratscherin und überzeugt, dass all die Kleinen ohne ihre Betreuung – »Betreuungsschwester« war ihre offizielle Bezeichnung – nicht gut gedeihen würden. Sie akzeptierte keine anderen Methoden als ihre eigenen. Fiel der Name Doktor Spock, geriet Taissija außer sich.

Von allen »Mamas« mochte sie solche wie Nora am liebsten – Erstgebärende, ohne Ehemann, ohne mütterlichen Beistand. Nora war ein Idealfall: Geschwächt von der Entbindung, schonte sie ihre Kräfte fürs Überleben und wehrte sich nicht gegen Taissijas Belehrungen. Zudem hatte sie bei ihrer Arbeit am Theater, wo sich die Schauspieler aus Neid und Eifersucht ständig zankten wie kleine Kinder, gelernt, sich jeden Blödsinn mit gut gespielter Aufmerksamkeit anzuhören, an den richtigen Stellen zu schweigen und mitfühlend zu nicken.

Nora stand neben Taissija, hörte ihrem Geplapper zu und beobachtete, wie die Schneeflocken auf den nadelfeinen Haaren von Taissijas Pelzmantel zu kleinen Tropfen wurden und hinunterrollten.

»Entschuldige, ich bin zu spät, stell dir vor, ich komme zu den Siwkows – kennst du Natascha Siwkowa aus Wohnung fünfzehn? Ihre Olenka ist acht Monate, eine passende Braut für deinen Kleinen –, und da ist gerade Zoff. Die Schwiegermutter aus Karaganda ist zu Besuch und mäkelte an Natascha rum, von wegen sie kümmert sich nicht genug um ihren Mann und ernährt das Kind falsch, deshalb ist es ganz wund. Na, du kennst mich, da hab ich mal ein Machtwort gesprochen.«

Taissija ging ins Bad, Hände waschen, und kritisierte Nora nebenbei: »Wie oft muss ich dir noch sagen, du sollst zum Waschen Babyseife nehmen, die Pulver taugen nichts. Hör auf mich, ich bring dir nichts Schlechtes bei.«

Es war kurz nach elf. Jurik war eingeschlafen, und Nora wollte ihn

nicht wecken. Sie bot Taissija Tee an. Taissija setzte sich in der Küche auf den Platz des Familienoberhaupts. Den wichtigsten Platz einzunehmen passte zur ihr, zu ihrem großen Kopf voller Locken, die zu einem Knoten hochgesteckt waren und von einer Kammspanne gehalten wurden; alles im Raum ordnete sich respektvoll um sie herum, sie wurde sofort zum Mittelpunkt der Tassen und Teller, die zu ihr strebten wie Schafe zum Hirten. Ein schönes Arrangement, registrierte Nora mechanisch.

Sie stellte eine Pralinschachtel mit einem fliegenden Rentier auf den Tisch. Gäste brachten manchmal so etwas mit, doch Nora mochte nichts Süßes, die Schokolade wurde »für Gelegenheiten« aufgehoben und bekam einen weißen Belag.

Taissija langte nach der Konfektschachtel, wobei Tropfen aus ihrem Haar auf den Tisch fielen, überlegte, welche der teuren Pralinen sie wählen sollte, ließ die Hand in der Luft schweben und fragte plötzlich: »Nora, bist du eigentlich verheiratet?«

Sie weiht mich in die Geheimnisse der Babypflege ein und will meine dafür, als Gegenleistung für die Seife. Dialoge so zu verstehen, ihren verborgenen Sinn wahrzunehmen, hatte Tengis Nora beigebracht.

»Ja, bin ich.«

Kein Wort zu viel, das konnte alles verderben, der Dialog musste so laufen, dass der andere nachfragte.

»Schon lange?«

»Seit vierzehn Jahren, seit der Schulzeit.«

Pause. Es funktionierte wunderbar.

»Na ja, immer wenn ich komme, bist du allein zu Hause ... Er unterstützt dich nicht, auch in die Praxis kommst du immer allein ...«

Nora überlegte einen Augenblick: Sollte sie sagen, er sei Hochseeskapitän? Oder sitze im Gefängnis?

»Er kommt nur zu Besuch. Lebt bei seiner Mutter. Er ist ein ganz besonderer Mensch, sehr begabt, Mathematiker, aber im praktischen Leben etwa so wie Jurik.« Nora sagte die Wahrheit. Ein Zehntel der Wahrheit.

»Oh«, entgegnete Taissija lebhaft, »ich kenne einen ähnlichen Fall!«

Doch da vernahm Nora mit ihrem feinen Gehör ein Rascheln und ging zu ihrem Sohn. Er war aufgewacht und schaute seine Mutter wie erstaunt an. Hinter ihr stand Taissija, und auf die war sein Blick geheftet.

»Na, Jurotschka, sind wir aufgewacht?« Taissija lächelte breit.

Nora nahm den Jungen aus dem Bett. Er drehte den Kopf zur Kinderschwester und schaute abwartend.

Nora besaß keinen Wickeltisch. Nur einen aufklappbaren Sekretär, und auf den passte Jurik kaum noch drauf. Aber Nora wickelte ihn auch nicht. Die Mädchen in der Theaterschneiderei hatten ihr zwei Bodys genäht, von einem westlichen Modell abgekupfert. Taissija murrte ein bisschen über die kapitalistischen Höschen mit Gummieinlage, in denen die nasse Windel zum Wundsein führe, küsste das Baby auf den Po, wies Nora an, ein sauberes Laken auf die Couch zu legen, und ging die Impfung vorbereiten.

Sie mixte etwas aus zwei Ampullen zusammen, zog die Spritze auf und pikste die Nadel leicht in den Kleinen. Er verzog das Gesicht, wollte losschreien, besann sich aber. Schaute seine Mutter an und lächelte.

Kluger Junge, er versteht alles, dachte Nora begeistert.

Taissija ging in die Küche, den Wattebausch wegwerfen, und rief von der Schwelle: »Das Wasser! Nora! Das Wasser läuft noch! Überschwemmung!«

Die Wanne war übergelaufen, das Wasser hatte den Flur überschwemmt und lief nun in die Küche. Sie steckten Jurik ins Bett, offenbar zu hektisch und nervös, denn er fing an zu weinen. Nora drehte den Hahn ab, warf Handtücher auf den Boden und begann zu wischen. Taissija half ihr flink. Da klingelte in das Brüllen des Babys hinein das Telefon.

Die Nachbarn, das Wasser, dachte Nora und lief zum Telefon, um zu sagen, dass sie schon am Aufwischen sei.

Aber es waren nicht die Nachbarn. Es war Noras Vater, Genrich Jakowlewitsch.

Wie immer zur Unzeit, dachte Nora noch. Jurik schrie gekränkt, zum ersten Mal im Leben so laut, dazu das Wasser, das schon nach unten durchlief.

»Papa, bei mir ist Überschwemmung, ich ruf dich später zurück.«

»Nora, Mama ist gestorben«, sagte er langsam und feierlich. »Heute Nacht ... zu Hause ...« Dann fügte er mit ganz normaler Stimme hinzu: »Komm her, schnell, ich weiß nicht, was ich machen soll.«

Nora schleuderte den ausgewrungenen Lappen auf den Boden. Ausgerechnet jetzt – warum suchten sich ihre Angehörigen sogar fürs Sterben den unpassendsten Moment aus?

Taissija begriff sofort. »Wer?«

»Meine Großmutter.«

»Wie alt?«

»Über achtzig, glaube ich. Sie hat ihr Alter verheimlicht, hat sich jünger gemacht, auch im Ausweis. Lässt du mich für ein paar Stunden weg?«

»Geh nur, geh. Ich bleibe hier.«

Nora wusch sich noch einmal die Hände, völlig blödsinnig, denn schließlich waren sie schon mehr als sauber, rannte zu Jurik und gab ihm die Brust. Erst stieß er die Brustwarze beleidigt von sich, dann fuhr Nora ihm damit über die Lippen, und er schnappte zu und wurde still.

Währenddessen wischte Taissija, nun ohne Rock und Pullover, flott das Wasser auf und leerte den Eimer immer wieder in die Toilette; die lange rosa Unterhose, das kurze weiße Unterhemd und die dicken Haarsträhnen aus dem aufgelösten Knoten huschten nur so an Nora vorüber, und sie erfreute sich unwillkürlich an Taissijas Geschick, an ihren schönen und präzisen Bewegungen.

»Ich weiß nicht, wie lange es dauert. Ich rufe an. Sie wohnt ganz in der Nähe, in der Powarskaja.«

»Geh nur, geh, ich sage zwei Hausbesuche ab. Aber pump vorsichtshalber noch mal ab. Falls du länger wegbleibst. Bei so einer Sache ...«

So was, dachte Nora, sie kennt mich kaum, springt aber sofort ein. Unglaublich, die Frau.

Zehn Minuten später rannte Nora schon den Boulevard entlang,

bog beim Nikitskije-Tor ab und drückte weitere zehn Minuten später bereits auf den Klingelknopf, unter dem ein kleines Messingschild mit der Aufschrift »Ossetzki« hing. Die übrigen sieben Namen standen auf einem Pappschild.

Ihr Vater, das durchgeweichte Mundstück einer erloschenen Papirossa im Mundwinkel, legte irgendwie schlaff den Arm um Nora und fing an zu weinen. Dann besann er sich und sagte: »Stell dir vor, ich hab bei Nejman angerufen, um ihm zu sagen, dass Mama gestorben ist, und da erfahre ich, dass er auch tot ist! Also, eine Notärztin war hier und hat den Totenschein ausgestellt, jetzt brauchen wir noch irgendein Papier aus der Poliklinik und müssen entscheiden, wo wir sie beerdigen wollen. Mama hat mal gesagt, ihr sei es egal, bloß nicht neben Vater ...«

Das alles erzählte er Nora, während er den langen Flur entlang hinter ihr herlief. Aus einer Tür schaute ein fatter Nachbar heraus, Großmutterns Feind Kolokolzew, aus einer anderen die kurzbeinige Raissa, und ihnen entgegen kam Tante Katja, die »Erstbewohnerin«. So nannte sie sich selbst. Ihre Mutter war gleich nach dem Bau des Hauses als Dienstbotin hier eingezogen, in ihrer Kammer neben der Küche war Katja zur Welt gekommen. Sie wusste alles über jeden und schrieb noch immer halb alphabetische Berichte über ihre Nachbarn, was für diese kein Geheimnis war. Zudem war sie von so schlichtem Gemüt, dass sie immer warnte: Denkt dran, ich schreib über euch alle Berichte!

In Großmutterns Zimmer roch es nach Rauch – Noras Vater hatte es vollgequalmt – und dem Kölnisch Wasser, das Großmutter ihr Leben lang mit einem Zerstäuber um sich versprüht hatte. Diese Prozedur ersetzte ihr das Putzen. Nun lag sie auf der selbstgezimmerten Liege, in einem weißen Nachthemd mit Stopfstellen am Kragen, klein, den Kopf stolz gereckt, die Augen nicht ganz geschlossen. Der Unterkiefer hing ein wenig herab, der Mund war leicht geöffnet, auf dem Gesicht lag der Schatten eines Lächelns.

Nora schnürte es die Kehle zu vor Mitleid. Sie sah plötzlich, wie elend und stolz die Großmutter gelebt hatte. Ideologisch motivierte Armut. Nackte Fenster – Gardinen und Vorhänge waren ihrer Überzeu-

gung nach kleinbürgerlich. Die beiden Flügeltüren, Attribute der einst herrschaftlichen Wohnung, verstellt oder eher verbarrikadiert, die eine mit einem Büfett, die andere mit einem Bücherschrank. Der enthielt ebenso viel Staub wie Bücher. Auf den Staub hatte Nora schon früher allergisch reagiert, wenn sie hier übernachtete – in jenen Jahren, als sie Großmutter Marussja noch »Murlyka« nannte, wie eine schnurrende Katze, und mit kindlicher Leidenschaft verehrte. Die Bücher kannte sie allesamt. Hatte sie gelesen, gründlich gelesen. Bis heute schlug Nora jeden Kretin mit ihrer umfassenden kulturellen Bildung, und die stammte aus diesen rund zweihundert Büchern, ausgewählt wie für ein Leben auf einer einsamen Insel, alle voller Randbemerkungen. Von der Bibel bis zu Freud. Ja, eine einsame Insel. Das heißt, nicht ganz einsam – hier lebten Scharen von Wanzen. Nora war als Kind von ihnen furchtbar gepeinigt worden, Großmutter aber hatte sie gar nicht bemerkt. Oder hatten umgekehrt die Wanzen sie ignoriert?

An der Tür hing ein zerschlissener Wandteppich, der niemals gewaschen oder gereinigt worden war. An der Decke ein nacktes »Iljitsch-Lämpchen«, wie die Glühbirnen früher genannt wurden – nach Wladimir Iljitsch Lenin, den Großmutter zutiefst und furchtsam verehrte. Ja, sie hatte die Krupskaja gekannt und Lunatscharski, war Kulturarbeiterin gewesen, hatte ein Laienspielstudio für verwaorlote Kinder organisiert. Was für eine wunderliche Bücherwelt – in friedlicher Nachbarschaft lebten hier Karl Marx und Sigmund Freud, Stanislawski und Jewreïnow, Andrej Bely und Nikolai Ostrowski, Rachmaninow und Grieg, Ibsen und Tschechow! Und natürlich ihr geliebter Hamsun! Der hungernde Journalist, der schon auf Lederriemen kaute und vor Hunger wunderschön halluzinierte, bis ihm ein verblüffender Gedanke kam: Vielleicht sollte er arbeiten gehen? Und sich dann als Schiffsjunge verdingte.

Großmutter hatte sich mit einer Art esoterischem Tanz befasst, dann mit der später vergessenen und verbotenen Wissenschaft Pädologie, und in ihren späten Lebensjahren bezeichnete sie sich als »Essayistin«. Ihr Leben war erfüllt von geistigen Interessen. Und vom heutigen Le-

ben ebenso weit entfernt wie die Kreidezeit. Das alles stürzte auf Nora ein, als sie, noch in der Jacke, vor ihrer für immer eingeschlafenen Großmutter stand.

Nora verdankte ihr so vieles. Großmutter hatte auf diesem Klavier gespielt, und Nora dazu »ihre Stimmung getanz« ... Hier, an dieser Ecke des Tisches, hatte Nora ein blaues Pferd gemalt ... und Großmutter war begeistert, sprach vom Blauen Reiter, von Kandinsky ... Sie gingen zusammen ins Puschkin-Museum ... ins Theater ... Wie sehr hatte Nora sie damals geliebt ... und wie schrecklich enttäuscht war sie von ihr gewesen, wie kalt hatte sie ihr den Rücken gekehrt. Großmutter hasste alles Bürgerliche, verachtete Spießertum, nannte sich eine »parteilose Bolschewikin«. Vor acht Jahren hatten sie sich völlig zerstritten, peinlicherweise aus politischen Gründen. Wie absurd ... wie blödsinnig.

Zu zweit legten sie den steifen Körper auf den ausgezogenen Tisch. Er war nicht schwer. Der Vater ging in die Küche, rauchen, und Nora zerschnitt mit einer Schere das uralte Nachthemd. Es zerfiel unter ihren Händen. Dann füllte sie eine Schüssel mit kühlem Wasser, wusch den Leichnam, der aussah wie ein schmales Boot, und staunte dabei über dessen Ähnlichkeit mit ihrem eigenen Körper: schlanke, lange Beine, Füße mit hohem Spann, sehr lange, große Zehen, die Nägel lange nicht geschnitten, kleine Brüste mit rosa Brustwarzen, langer Hals und schmales Kinn. Der Körper wirkte jünger als das Gesicht, die Haut war weiß und haarlos.

Der Vater rauchte in der riesigen Küche mit den vielen Tischen – jede Familie, die in der Wohnung lebte, besaß einen eigenen – und ging hin und wieder in den Flur, wo das uralte Telefon hing, um die Verwandten zu benachrichtigen. Nora hörte seine tragische Stimme immer dieselben Worte sagen: Mama ist heute Nacht gestorben, wegen der Beerdigung melde ich mich später.

Als der Körper gewaschen war und Nora ihn mit einem zerrissenen Bettbezug abgetrocknet hatte, fühlte sie einen warmen Strahl über ihren Bauch laufen. Sie schrak auf – wie konnte sie Jurik vergessen, das

war seine Milch, die da nutzlos verrann. Sie wollte sich auf die Liege setzen, entdeckte aber auf dem Laken einen Fleck, den die letzten Säfte und Schlacken des toten Körpers hinterlassen hatten. Sie riss das Laken herunter, knüllte es zusammen und warf es auf den Boden. Sie fand einen anderen Platz, im Sessel am Fenster, wo Großmutter meist die immer gleichen Bücher aus ihrem Schrank gelesen hatte, denn neue waren nicht dazugekommen, solange Nora denken konnte. Sie nahm die große Tasse mit dem abgebrochenen Henkel, die sie seit ihrer Kindheit kannte, und pumpte rasch die Milch ab – die Tasse wurde fast voll. Sie kippte alles in die Waschschüssel, denn es war undenkbar, diese dreihundert Gramm nach Hause zu tragen. Sie wischte sich die Brust mit ihrem T-Shirt ab – alle Sachen im Zimmer schienen vom Tod infiziert, auch die unschuldige Tasse.

Sie zog sich wieder an und verließ das Zimmer. Ihr Vater saß im Wollmantel und mit Persianermütze rauchend in der Küche. Er hatte in der Poliklinik, die ganz in der Nähe war, auf dem Arbat, bereits die nötige Bescheinigung geholt.

»Ich kann das Krematorium nicht erreichen. Da ist ständig besetzt. Ich fahre hin, ich will, dass das alles schnell ...« Er endete mit einer unbestimmten Handbewegung, die hieß: schnell erledigt ist. Dann telefonierte er erneut.

Als er fertig war, wählte Nora ihre eigene Nummer, Taissija hob sofort ab.

»Mach dir keine Sorgen, Norotschka, mach dir keine Sorgen. Ich hab schon zu Hause angerufen, Serjoshka kommt allein zurecht, ich kann bis zum Abend hierbleiben. Jurik schläft, er schläft.«

Nora schaute in die Garderobe – eine Ecke hinterm Büfett, in der auf drei Bügeln Großmutter's gesamte Kleidung hing. Mein Gott, was für eine demütige Armut! Ein völlig abgewetzter Wintermantel mit Lammfellkragen, ein blaues Kostüm, aus einem alten Herrenanzug geschneidert, zwei Blusen – jedes dieser Stücke kannte Nora seit ihrer Kindheit. Dem Schnitt nach zu urteilen stammten sie vom Ende der zwanziger Jahre. Nora wählte die weniger abgetragene der beiden Blu-

sen. An den Ärmeln war noch die Spur eines ägyptisch anmutenden Ornaments zu erkennen. Diese Kleidungsstücke waren Artefakte der Modegeschichte.

Der Körper war erstarrt wie Gips, Nora musste die Bluse hinten aufschneiden. Sie breitete sie neben der Toten aus.

Wir müssen sie nachher vorsichtig in den Sarg legen, dachte Nora. Aber ich ziehe ihr schon mal was an, damit sie hier nicht nackt liegt.

Plötzlich merkte sie, dass es im Zimmer sehr kalt war. Sie wollte die Großmutter wärmer anziehen und nahm einen Blazer vom Bügel. Den Rock musste sie nicht aufschneiden, sie zog ihn über die Beine. Die Großmutter war ein Kind des Silbernen Zeitalters, des Fin de Siècle, sein Produkt und sein Opfer. Zwei staubgetriebene Fotos einer schönen jungen Frau hingen über dem Klavier. Sie war hübsch gewesen. Sehr hübsch.

Aus einem Koffer unter der Liege holte Nora ein Paar Schuhe – archaische Stücke, museumsreif: Riemchen mit einem Lederknopf, Pfennigabsätze. Darin war Großmutter zur NÖP-Zeit herumgelaufen. Sie ließen sich nicht auf die steifen Füße ziehen.

Nora agierte, als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes getan. Dabei war es das erste Mal. An den Tod von Sinaida, ihrer anderen Großmutter, konnte sich Nora nicht erinnern, damals war sie erst sechs gewesen. Und ihre Großväter hatte sie praktisch nicht gekannt. In ihrer Frauenfamilie gab es nur einen einzigen Mann – Genrich. Hatte er lange mit ihnen zusammengelebt, in der Wohnung am Nikitski-Boulevard? Amalia hatte sich von ihm scheiden lassen, als Nora dreizehn war.

Mit Marussja konnte sich Nora nicht mehr versöhnen, dazu war es zu spät. Nun wusch Nora sie, zog sie an, und die alte Empörung über die Beschaffenheit der Welt, über das Unheimliche an dieser Hülle eines einst geliebten Menschen stieg wieder in ihr auf. Ein Sarkophag. Jeder tote Körper ist ein Sarkophag. Das wäre Stoff für ein Theaterstück – alle lebendigen Figuren stecken in Sarkophagen, und wenn sie sterben, verlassen sie diese. Was hieß: Alles Lebendige ist schon tot. Das muss ich Tengis erzählen ...

Nora schaute aus dem Fenster. Die Scheibe war schmutzig, seit Jahren nicht geputzt. Statt des grauen Schnees fiel nun grauer Regen. Warum habe ich nichts für sie getan? Wie dumm von mir, sauer zu sein auf eine alte Frau. Ich bin ein hartherziges Monster. Dabei habe ich sie über alles geliebt!

Fast jeden Tag hatte Nora nach der Schule den gewohnten Weg genommen, am Programmkino vorbei, am Nikitskije-Tor über die Straße, vorbei am »Konserven«-Geschäft in das enge Netz der Gassen – Mersljakow-, Skatertny-, Chlebnj-, Skarjatinski-Gasse – zur Powarskaja, zu Großmutterns Haus. Und das Herz stockte ihr vor Freude, wenn sie in den zweiten Stock hinaufrannte, in Marussjas Arme.

Wie weiß Großmutterns Haut war. Ihre Augen schauten unter den Lidern hervor, schienen Nora gleichgültig anzusehen. Sie zog die aufgeschnittene Bluse über den rechten, dann über den linken Arm und hob den schweren Kopf an, um den Kragen hinten zuzuknöpfen. In den letzten Jahrzehnten hatte sich Marussja anscheinend nichts Neues angeschafft. Aus Armut? Aus Starrsinn? Aus einem unbegreiflichen Prinzip?

Jemand klopfte zaghaft an die Tür – ihr Vater, der sich fürchtete, seine Mutter nackt zu sehen. Mit geschäftig-fröhlicher Miene kam er herein, den Mantel in der Hand.

»Norka, ich habe einen Sarg bestellt. Er kommt morgen früh, gegen zehn. Sie wollten nicht mal den Totenschein sehen! Haben nur gefragt, wie groß die Tote ist. Ich hab gesagt, eins sechzig.«

»Eins achtundfünfzig«, korrigierte Nora. »Und nenn mich nicht Norka. Ich heiße Nora. Deine Mutter hat mir den Namen Nora gegeben. Nach Ibsen, wenn dir das was sagt.«

Die Sonne kam kurz heraus und beleuchtete das Zimmer und die Großmutter, blitzte im Perlmutterknopf unter dem Blusenkragen auf und verschwand erneut im grauen Nieselregen.

Nora stopfte den aufgeschnittenen Blazer mit der runden Messingbroche rechts und links unter den Körper. In dieser Jacke war Marussja immer zu ihren Gewerkschaftsversammlungen gegangen, bei den Journalisten oder den Dramatikern.

»Bleibst du heute Nacht hier?«, fragte Nora ihren Vater.

»Nein, ich muss nach Hause«, entgegnete er erschrocken. Und hatte es plötzlich eilig. »Aber morgen bin ich um neun wieder hier. Kommst du auch, Liebes?«, fragte er unsicher. »Ich muss noch ins Krematorium. Wär schön, wenn es morgen schon ginge.«

»Übermorgen würde auch reichen.«

»Lieber so schnell wie möglich. Ich versuch's. Ich ruf dich heute Abend an.«

Genrich Jakowlewitsch war auf einmal erstaunlich flink.

»Ich bin um neun hier.« Nora nickte knapp. Sie spürte, dass sie die Tote unmöglich allein lassen konnte. Aber genauso unmöglich konnte sie mit Jurik hier übernachten.

Sie ging hinaus in den Flur und bog um die zwei Ecken, die ihr von Kindesbeinen an vertraut waren. In der Küche stand Katja, die Erstbewohnerin, mit dem Rücken zu Nora an ihrem Tisch und schnitt mit energisch ausholenden Ellbogen etwas klein.

»Tante Katja, ich müsste mal mit dir reden.«

Katja wandte sich mit dem ganzen Oberkörper zu ihr um, sie hatte keinen Hals, ihr Kopf saß direkt auf den Schultern. »Was ist los, Njura?« So nannte diese reizende Idiotin sie schon immer.

»Würdest du heute bei Marussja im Zimmer übernachten?«

»Wenn du das für nötig hältst, schlaf doch selber da. Wieso ich?«

»Ich habe ein Baby, wie soll das gehen?«

»Ach, du hast ein Kind gekriegt?«

»Ja.«

»Meine Ninka auch! Wieso bleibt Genka denn nicht hier?«

»Er muss gleich nach Hause. Ich bezahl dich auch dafür.«

»Dann will ich auch noch das Büfett, Njura. Es gefällt mir.«

»Gut«, willigte Nora ein. »Das kannst du haben. Aber es passt bei dir gar nicht rein.«

»Na, ich nehm doch auch das Zimmer. Ich zieh einfach rein, wer soll was dagegen sagen? Ninka wohnt zwar bei ihrem Mann, aber sie ist noch hier gemeldet!«

»Ja, ja.« Nora nickte gleichgültig und stellte sich vor, wie Katja auf der Suche nach etwas Brauchbarem das Zimmer durchwühlen würde.

»Zehn Rubel, Njura! Für weniger mach ich's nicht«, sagte Katja und kniff die Augen zusammen ob ihrer eigenen Unverschämtheit.

»Zehn Rubel – fürs Übernachten und fürs Putzen!«, präzisierte Nora. Darauf einigten sie sich.

Am nächsten Tag passte Taissija wieder auf Jurik auf, sodass sich Nora nicht den Kopf zerbrechen musste, wen sie darum bitten könnte. In Frage kamen zwei Freundinnen aus der Zeit an der Theaterschule, Natascha Wlassowa und Marina Tschipkowskaja, Spitzname »Tschipa«. Beide waren zuverlässig, aber Natascha hatte einen fünfjährigen Sohn, und Tschipa arbeitete auf drei Stellen gleichzeitig, denn sie sorgte für ihre kranke Mutter und ihre kleine Schwester.

In Großmutter's Zimmer fand Nora mehrere Personen vor – ihren Vater und seinen Assistenten Valera Besborodko, Katja mit ihrer Tochter Ninka, die Nachbarin Raissa und eine Frau von der Hausverwaltung mit einer schief sitzenden roten Perücke. Die Frauen sprachen leise, aber lebhaft miteinander. Verhandlungen über Großmutter's Nachlass, vermutete Nora.

»Ach, Marussja tut mir so leid.« Raissa wackelte mit dem Kopf. »Fast fünfzig Jahre haben wir hier Wand an Wand gelebt. Ich hab nie ein böses Wort zu ihr gesagt. Ich hätte als Erinnerung gern ...«

»Was hätten Sie gern, Raissa?«, unterbrach Genrich sie überraschend scharf.

»Nein, nein, Genja, ich sag nur, fast fünfzig Jahre, sozusagen ein Herz und eine Seele.« Damit wich sie zurück zur Tür.

Wie die Krähen, dachte Nora und warf rasch und entschieden alle hinaus. Ihr Vater schaute sie dankbar an. Er hatte seine Kindheit in dieser Wohnung verbracht, hatte diese alten Weiber als junge Frauen gekannt, aber nie gelernt, richtig mit ihnen umzugehen – er schlug immer den falschen Ton an, mal zu hochmütig, mal zu unterwürfig. Nora wusste, dass er sich nie von Gleich zu Gleich verständigen konnte, er kannte nur eine Stufenleiter – über mir, unter mir ... Der Ärmste, be-

dauerte sie ihren Vater und empfand sogar eine gewisse Wärme für ihn. Er spürte das und legte ihr die Hand auf die Schulter. Unsicher. Er hatte Nora, weil sie seine Tochter war, stets als jemanden betrachtet, der unter ihm stand, und sie deshalb von oben herab behandelt, doch als sie herangewachsen war, hatte sie ihm ihre Haltung klargemacht. Sie war achtzehn, als sie ihn eines Tages besuchte, in seinem neuen Zuhause, bei seiner neuen Familie, und unter vier Augen machte er ihr Vorwürfe, dass sie so selten komme, das sei bestimmt der Einfluss ihrer Mutter, die nicht wolle, dass sie Kontakt hätten. Nora widersprach schroff: »Kapiertst du nicht, Pa, wenn Mama dagegen wäre, würde ich dich überhaupt nicht besuchen. Es ist ihr einfach egal.«

Seitdem machte er ihr keine Vorhaltungen mehr.

Um zehn wurde der Sarg gebracht. Zwei Männer stellten ihn geschickt auf den Tisch, schoben die Tote beiseite, hoben sie blitzschnell, ja fast artistisch hoch, und mit einem hölzernen Aufprall landete der Körper präzise in dem Kasten. Der Vater ging mit den Männern hinaus und ließ Nora allein. Er bezahlte die beiden im Flur, und Nora hörte, wie sie sich bedankten. Sie hatten vom Vater offenkundig mehr erhalten als erwartet.

Nora legte die aufgeschnittenen Kleidungsstücke im Sarg wieder ordentlich zurecht, kämmte und scheitelte das schütterere Haar, wie Großmutter es getragen hatte, strich widerspenstige Strähnen zurück und betrachtete liebevoll die leicht fliehende hohe Stirn und die langen Wimpern. Großmutter's Körper hatte etwas von einer Integralkurve, im Umriss der Wangenknochen, im Übergang vom Hals zur Schulter, von den Knien zu den Zehen. Nora verspürte sogar Lust, sofort zum Bleistift zu greifen. Die Tote schien sich in der Nacht verändert zu haben. Ihr Gesicht war nicht landläufig schön – es war edel und schmal; die überflüssige Altershaut, die zu Lebzeiten schlaff unter ihrem Kinn hing, hatte sich gestrafft, Großmutter wirkte nun jünger. Schade, dass ich ihr nicht ähnlich sehe, dachte Nora.

»Nora, die Nachbarn sagen, wir müssen was auf den Tisch stellen, also ... ein Totenmahl ...« Der Vater sah sie erwartungsvoll an.

Nora überlegte kurz. Großmutter hatte es nicht ausstehen können, wenn die Nachbarinnen in ihr Zimmer kamen.

»Sag Katja, sie soll was besorgen, und gib ihr Geld. Sie soll in der Küche decken. Aber sie soll nicht so viel Wodka kaufen, sonst besäuft sie sich. Ohne Totenmahl geht's bei uns eben nicht.«

Der Vater stimmte ihr zu.

»Vor dem Krieg standen weniger Tische in der Küche, da wurde immer dort gedeckt. Damals wohnten viele alte Leute in der Wohnung. Die sind jetzt alle tot. Ich bin nie zu so einem Totenmahl gegangen, Mama auch nicht. Aber mein Vater, der ging merkwürdigerweise hin.«

Zuvor hatte Genrich seinen Vater fast nie erwähnt. Das fiel Nora plötzlich auf, und sie wunderte sich: Tatsächlich, niemand hatte ihr je von Jakow Ossetzki erzählt. Es gab nur eine vage Kindheitserinnerung. Der Großvater hatte sie einmal zu Hause am Nikitski-Boulevard besucht, Nora sah einzelne Details vor sich: einen Schnurrbart, lange, große Ohren und eine Krücke aus einem knorrigen Ast, dessen Gabelung als Griff diente. Danach hatte sie ihn nie wiedergesehen.

Der Vater ging die eben verjagte Katja suchen. Sie freute sich – über den Vorschlag wie über das Geld – und sagte, sie werde alles in den Läden im Hochhaus kaufen. Der Vater nickte. Ihm war es gleichgültig, doch für Katja war es ein großes Vergnügen. Fast gleichzeitig verließen sie und Nora das Haus, die eine Richtung Arbat, zum Blumenladen, die andere Richtung Platz des Aufstandes. Katja war sehr aufgeregt, das Geld von Genrich entsprach anderthalb ihrer Monatsrenten, und sie überlegte, wie sie es am klügsten anstellte, um etwas davon für sich zu behalten.

Im Blumenladen auf dem Arbat erlebte Nora eine wunderbare Überraschung: Zum ersten Mal im Leben sah sie so prachtvolle Hyazinthen, gleich einen ganzen Eimer voll. Sie kaufte alle, die blauvioletten, die weißen und die vereinzelt rosavioletten. Ihr gesamtes Bargeld legte sie dafür hin. Die Blumen wurden erst in viele Schichten Zeitungspapier eingewickelt, dann bekam sie auch noch den Eimer dazu. So lief sie

mit dem bäuerlichen Eimer in der Hand erst den Teil der Trubnikowski-Gasse auf der Seite des alten Arbat entlang, überquerte dann die Magistrale des Neuen Arbat und ging auf dem längeren Abschnitt der Trubnikowski-Gasse weiter. Es nieselte oder schneite, das Licht war perlmuttgrau, der Eimer schwer, Noras Stiefel waren durchgeweicht. Die Milch schoss bereits wieder ein, doch diesmal hatte sie Windeln in den BH gestopft und das Ganze noch mit einem alten Tuch umwickelt, denn Taissija, die am frühen Morgen herbeigeeilt war, hatte in herrischem Ton erklärt, ohne ein Tuch um die Brust lasse sie Nora nicht zur Beerdigung, Nora hatte ihr lachend gehorcht.

Sie traf gleichzeitig mit dem Leichenwagen ein und eilte vor den Bestattern die Treppe hinauf. Im Zimmer standen mit gesenktem Kopf einige entfernte Verwandte; ihr kaum bekannte Leute küssten Nora und Genrich und sagten banale Worte, mal mehr, mal weniger herzlich. Eine kleine alte Frau mit weißem Schal und Baskenmütze schluchzte leise, in einer Ecke füllte ihr jemand zur Beruhigung ein paar Tropfen Baldrian in Großmutter's »Medizingläschen«. Nora kannte sie nicht.

Nora legte die Hyazinthen in den Sarg, sie mussten gar nicht besonders arrangiert werden. Ihr Zauber lag allein darin, wie sie alles um sich herum verwandelten – aus der Armut wurde plötzlich etwas Glanzvolles, wie im Märchen vom Aschenputtel. Nora, die erfahrene Bühnenbildnerin, deren Beruf es ja war, mit technischen Mitteln den künstlichen Bühnenraum zu gestalten, erstarrte vor Begeisterung. So hatte vor vielen Jahren die Zauberlampe in der Aufführung des *Blauen Vogels* im Künstlertheater gewirkt, in der Szene, in der Tytyl und Mytyl ins Reich der Toten gehen, zu Großmutter und Großvater. Ja, natürlich, Marussja hatte sie in dieses Stück mitgenommen, Nora war fünf gewesen. Ihr schien, als blitze in dem schmalen Spalt unter den halb geschlossenen Lidern Zustimmung auf. Die Hyazinthen besaßen eine unglaubliche Kraft, ihr starker Duft erfüllte das Zimmer und übertrumpfte den Geruch von Kölnisch Wasser, Staub und Baldrian. Nora dachte unwillkürlich, die Berührung mit einem Zauberstab könnte das ganze Zimmer in einen Palast verwandeln und die arme Marussja mit ihren großen

Ambitionen in die Frau, die sie immer hatte sein wollen und die sie nie geworden war.

Vier Männer hoben den Sarg an und trugen ihn hinaus auf die Straße. Rund ein Dutzend Verwandte stiegen in den Leichenwagen, der Vater fuhr mit seinem Moskwitsch hinterher.

Bis zum Donskoi-Krematorium brauchten sie nicht lange, sie kamen zu früh und standen noch eine halbe Stunde wartend herum. Dann wurde der Sarg auf eine Art Gepäckkarren geladen, und Nora und Genrich gingen vor den anderen in die Halle. Nora kümmerte sich erneut um die Blumen. Die Hyazinthen wirkten noch üppiger, sie schienen inzwischen voll aufgeblüht zu sein. Nora arrangierte sie nun bewusst: die rosavioletten neben dem gelblichen Gesicht, die blauen um den Kopf herum und neben den Armen. Die armseligen Nelken, die die Verwandten gleich bringen würden, wollte sie am Fußende verteilen.

Dann kamen die Trauergäste herein, allesamt in schweren schwarzen Mänteln und mit roten Nelken, und gruppierten sich hufeisenförmig um den Sarg. Vor Noras Augen flimmerte es leicht, doch sie sah alles klar und deutlich. So entdeckte sie plötzlich, dass die Familie aus zwei verschiedenen Phänotypen bestand: Vaters Cousins mit dem von der Stirn nach vorn wachsenden dicken Haar, der langen Nase mit dem kleinen Rüssel am Ende und dem kurzen Kinn hatten Ähnlichkeit mit Igel, während Großmutter Nichten ein schmales Gesicht, große Augen und einen dreieckigen Fischmund hatten.

Ich gehöre zu den Igelartigen, dachte Nora, und ein heißes Schwindelgefühl überkam sie. Da ertönte Chopins Trauermarsch und zerstörte ihre sonderbare Vision – diese Musik war längst zu einer akustischen Banalität geworden. Nur noch für komische Szenen zu gebrauchen.

»Halt mal«, flüsterte Genrich, drückte ihr sein Persianerschiffchen in die Hand und kramte in seiner Aktentasche nach seinem Ausweis. Nora nahm sofort den Geruch seiner Haare wahr, der an der Mütze haftete und den sie seit ihrer Kindheit als unangenehm empfand. Auch ihr eigenes Haar roch, wenn sie es nicht täglich wusch, nach diesem Gemisch aus Talg und irgendeiner widerlichen Pflanze.

Eine Angestellte im Kostüm las offizielle Phrasen vom Blatt ab. Dann sagte Genrich etwas nicht minder Farbloses, und Nora wurde ganz trübsinnig von so viel Geschmacklosigkeit und Stümperhaftigkeit. Abrupt durchbrochen wurde der öde Stumpfsinn von der winzigen alten Frau, die in Großmutterns Zimmer geschluchzt hatte. Sie trat ans Kopfende des Sargs und hielt mit klarer Stimme eine richtige Rede, die sie allerdings mit dem Standardsatz einleitete: »Wir nehmen heute Abschied von Marussja ...« Doch dann folgten überraschend leidenschaftliche Worte.

»Wir alle, die wir hier stehen, und viele, die schon unter der Erde liegen, waren überwältigt, ja, wirklich überwältigt, als Marussja in unser Leben trat. Ich kenne niemanden, den die Bekanntschaft mit ihr unberührt gelassen hat. Sie stellte alle vom Kopf auf die Füße, von den Füßen auf den Kopf. Sie war so begabt, so schillernd, ja, so eigensinnig wie niemand sonst. In ihrer Gegenwart lernten die Menschen staunen, lernten mit ihrem eigenen Kopf zu denken. Meint ihr, Jakow Ossetzki wäre allein so ein Genie gewesen? Nein, er war so ein Genie, weil sie sich seit ihrem einundzwanzigsten Lebensjahr liebten, eine Liebe war das, wie man sie nur aus Romanen kennt ...«

Durch das dunkle Häuflein der Angehörigen ging ein Flüstern, und die Alte bemerkte das.

»Du halt den Mund, Sima! Ich weiß schon, was du da sagst! Ja, ich habe ihn geliebt! Ja, ich war in seinem letzten Lebensjahr an seiner Seite, und für mich war das ein großes Glück, aber er war nicht glücklich. Denn sie hatte ihn verlassen, und ihr müsst gar nicht wissen, warum sie das getan hat. Ich verstehe selbst nicht, wie sie das tun konnte. Doch hier an ihrem Sarg möchte ich vor euch allen sagen: Ich trage ihr gegenüber keine Schuld, ich hätte nie den ersten Schritt gemacht, Ossetzki war für mich ein Gott und Marussja eine Göttin. Und was war ich? Eine einfache Feldscherin! Ich trage keine Schuld gegenüber Marussja, aber ob Marussja eine Schuld trägt gegenüber Jakow ...«

Da riss Genrich die Alte energisch zur Seite, und ihr Eifer verebbte sofort, sie wehrte sich ein wenig mit ihren dünnen Armen und verließ dann zusammengekrümmt mit raschen Schritten die Halle.

Alle schauten etwas betreten, die Angestellte sprang herbei, erneut ertönte die abgedroschene Musik, der Sarg fuhr hinab, in die Tiefe, und wurde verschlungen vom nie verlöschenden Feuer, von Schwefelregen und flammender Gehenna. Die Würmer überleben dort bestimmt nicht, dachte Nora. Ich muss Vater nach der Alten fragen und was das für eine Geschichte war.

Als die zähe, langwierige Zeremonie vorbei war, hatte Nora das Totenmahl völlig vergessen. Der Vater erinnerte sie daran. »Fahren wir?«

Die Verwandtschaft stieg diszipliniert in den Bus, Nora in Genrichs Moskwitsch. Unterwegs fragte er, ohne den Blick von der Straße zu wenden: »Deine Mutter hat es also nicht für nötig gehalten, zur Beerdigung zu kommen?«

»Sie ist krank«, schwindelte Nora. In Wirklichkeit hatte sie ihre Mutter nicht einmal angerufen. Sie würde es noch früh genug erfahren. Marussja hatte nach Genrichs Scheidung den Kontakt zu Amalia abgebrochen.

Die Wohnungstür war weit geöffnet, aus dem Flur roch es nach Plinzen. Auch die Tür zu Großmutterns Zimmer stand offen, hier vermischte sich der Geruch von Kölnisch Wasser und frisch gewisstem Boden mit dem aus der Küche. Das Fenster war ebenfalls weit geöffnet, und der Zugwind bewegte den weißen Kissenbezug, der den Spiegel verhüllte. Nora ging hinein, zog die Jacke aus, warf sie über einen Sessel, setzte sich darauf, nahm die Wollmütze ab und blickte sich um. Selbst der jahrhundertealte Staub auf dem Klavierdeckel war abgewischt worden. An dieses Instrument hatte Großmutter einst die fünfjährige Nora gesetzt und sie spielen lassen. Mit zwei Kissen auf dem Hocker. Doch damals spielte Nora viel lieber mit dem Hocker – sie legte ihn auf den Boden, setzte sich auf dessen einziges Bein und drehte den Sitz wie ein Lenkrad. Nora berührte den Hocker, der Lack war längst abgeblättert. Vielleicht sollte ich das Klavier für Jurik mitnehmen, dachte sie, verwarf den Gedanken jedoch gleich wieder: der Transport, ein Klavierstimmer, Möbel umräumen ... nein, nein.

Dann kam die gesamte Busbesatzung herein, genau so, wie sie im Bus

gessen hatten, paarweise: Vaters vier Igel-Cousins zogen die schweren schwarzen Mäntel aus und legten sie auf die Liege. Dann drängten die Fisch-Frauen zur Tür herein. Alle im Pelzmantel – Großmutter drei Nichten nebst zwei jungen Töchtern, Noras Großcousinen –, alle mit spitz zulaufendem Kinn, herrlich. Und ein paar Frauen, die Nora kaum kannte. Die Großcousinen hatte sie in ihrer Kindheit bei den Festen gesehen, die Großmutter für einige Kinder der Verwandtschaft zu veranstalten pflegte. Doch sie waren alle jünger als Nora und ihr darum gleichgültig gewesen. Sie hatte sich stets zu Menschen hingezogen gefühlt, die älter waren als sie selbst. Eine Frau ragte aus der Gruppe heraus – die hochgewachsene Mikaela, schwarzes Haar, leichter Damenbart, um die sechzig. Nora versuchte sich zu erinnern, wessen Tochter oder Frau sie war, aber es wollte ihr einfach nicht einfallen. Sie sah diese ganze Verwandtschaft ohnehin nur etwa alle zehn Jahre, bei familiären Anlässen, das letzte Mal hatte Genrich sie alle zur Feier seiner Habilitation eingeladen. Ljuscha, Njussja und Verotschka hießen die Großtanten, Nadja und Ljuba die Großcousinen. Aber zu wem diese Mikaela gehörte ...

Die Frauen traten sich auf dem Läufer vor Marussjas Tür den schmutzigen Schnee von den Schuhen und legten ihre Pelzmäntel auf die Liege. Nora entdeckte, dass ihre eigenen Schuhsohlen auf dem sauberen Boden eine Pfütze hinterlassen hatten.

Im Gänsemarsch folgten alle der Einladung der Nachbarinnen in die Küche. Die Peinlichkeit des Ganzen war nicht zu übersehen: Mitten in der Gemeinschaftsküche standen zwei mit Zeitungspapier bedeckte Tische, darauf thronte ein Stapel Plinsen, die letzten wurden noch in drei Pfannen gebacken. Am Herd stand Galija, eine alte Schauspielerin, Großmutter einstige Busenfreundin, mit der sie seit zwanzig Jahren kein Wort gesprochen hatte. Katja goss warme Fruchtgrütze aus einem Topf in Großmutter Waschkrug, in der dazugehörigen Waschschiüssel türmte sich ein Berg Kartoffelsalat mit Roter Bete, ein sparsames Gericht, von Katja eigenhändig zubereitet, das Gemüse hatte ihre Schwester mitgebracht. Zu trinken gab es nur Wodka.

Auf Großmutter's winzigem Tisch – sie hatte nie gekocht, sie aß außer Haus oder kalt – stand bereits ein Glas Wodka, mit einem Stück Schwarzbrot darüber. Nora spürte heftigen Ärger in sich aufwallen. Das Ganze war eine schwachsinnige Farce. Großmutter hatte in ihrem ganzen Leben keinen Tropfen Wodka angerührt, selbst Wein hatte für sie etwas Lasterhaftes gehabt. Absurderweise fühlte sich Nora verantwortlich für dies alles. Was hätte es sie gekostet, kategorisch zu sagen: Nein, es gibt keinen Leichenschmaus! Doch die Nachbarinnen hatten die Regie übernommen, und nun musste dieses kollektive Totengedenken absolviert werden.

Katja benahm sich wie die Herrin des Festes, die Verwandten fühlten sich als ihre Gäste, Genrich gab sich gütig, denn alles Unangenehme war überstanden. Wodka wurde eingeschenkt, alle tranken, ohne anzustoßen. Möge die Erde ihr leicht sein!

Genrich stürzte sich hungrig auf das Essen, und Nora empfand wieder die gewohnte Gereiztheit ihm gegenüber, die verflogen war, solange er sich um die Beerdigung kümmerte. Er kaute energisch, und Nora, die schon als Kind wenig und sehr langsam gegessen hatte, erinnerte sich an den Widerwillen, den sie stets empfunden hatte, wenn sie ihren Vater so gierig essen sah.

Ich bin so hart gegen ihn, dachte Nora. Er hat einfach einen guten Appetit.

Sie pickte sich ein Stück Rote Bete aus dem Salat. Es schmeckte gut. Aber mehr brachte sie nicht herunter. Außerdem schmerzte ihre Brust, sie musste wieder abpumpen.

Der alte Kolokolzew saß auf einem kleinen Hocker, sein Hintern in der Trainingshose quoll über den Sitz. Raissa hatte ihre Tochter Lorošchka mitgebracht, eine alte Jungfer mit intelligentem Gesicht – ein Rätsel, woher sie das hatte. Auch Katjas Ninka hatte sich eingefunden, Ninka und Marussja waren einmal gut miteinander ausgekommen. Marussja, die sich für eine große Expertin in Sachen Kindererziehung hielt, hatte sich die gesamten fünf Jahre, in denen Ninka zur Schule ging, um sie gekümmert. Als kleines Mädchen hatte Ninka Noras Klei-

der aufgetragen, bis sie mit acht größer war als die zwei Jahre ältere Nora. Dann brachten böse Mädchen Ninka das Stehlen bei, sie geriet auf die schiefe Bahn, und Marussja war sehr bekümmert, als Ninka in ein Jugendgefängnis gesteckt wurde. Marussja meinte, Ninka habe gute Anlagen.

Ninka mit ihren guten Anlagen saß auf einem Hocker, die prallen Brüste auf dem Tisch. Sie wollte sich mit Nora austauschen – ob sie einen Jungen oder ein Mädchen habe, wie die Geburt gewesen sei, ob sie stille. Auch sie habe vor kurzem entbunden, ihre Milch reiche nicht zum Stillen, sie gebe dem Baby die Flasche, und es schreie ununterbrochen.

Es hatte sich so ergeben, dass die Angehörigen auf der einen Seite des Tisches saßen, die Nachbarn auf der anderen. Zwei geschlossene Reihen. Nora sah die Szene schon als Theaterstück vor sich. In genau diesen Kulissen. Mit einem interessanten sozialen Subtext. Alle erinnern sich an die Verstorbene, und plötzlich stellt sich heraus ... Was genau sich herausstellt, konnte Nora nicht zu Ende denken, denn die Frau von der Hausverwaltung mit der schief sitzenden Perücke, die am Vortag mit den Nachbarinnen ins Zimmer gekommen war, berührte sie an der Schulter. »Nora, einen Augenblick. Wir müssen was besprechen. Im Flur.«

Dort stand bereits Genrich. Die Dame erklärte ihnen, das Zimmer falle an den Staat, morgen werde es versiegelt, sie sollten also heute mitnehmen, was sie noch haben wollten. Der Vater schwieg, Nora auch.

»Kommen Sie, schauen wir mal«, schlug die Dame vor.

Sie gingen ins Zimmer. Das Fenster war bereits geschlossen, aber es war kalt, und der mit einem weißen Kissenbezug verhüllte Spiegel wirkte wie ein blindes Auge. Die Glühbirne an der Decke war durchgebrannt, die Tischlampe gab nur ein schwaches Licht.

»Ich schraube eine neue Birne rein«, sagte der Vater, der das immer gemacht hatte. Und kramte nach einer Glühbirne. Er kannte sich hier aus. Er schraubte die Lampe ein, sie war stark und grell. Großmutter besaß keinen Lampenschirm – viel zu kleinbürgerlich.

Ein perfektes Bühnenbild, dachte Nora erneut.

Genrich nahm eine kugelförmige Uhr von der Größe eines Apfels vom Klavier, eine Erinnerung an seinen Großvater, den Uhrmacher.

»Mehr will ich nicht«, sagte er. »Nora, nimm dir, was du haben möchtest.«

Nora schaute sich um. Sie würde am liebsten alles mitnehmen. Obwohl es hier bis auf die Bücher nichts Brauchbares gab. Das war hart. Sehr hart.

»Können wir das nicht morgen entscheiden? Ich müsste mal alles durchsehen«, sagte sie zögernd.

»Morgen kommt der Revierchef zum Versiegeln, ich weiß nicht, ob gleich früh oder später. Ich rate Ihnen, das Ganze heute zu erledigen.« Damit entfernte sich die Dame von der Hausverwaltung taktvoll und ließ Nora allein mit dem traurigen Gedanken, dass die Nachbarinnen mit dieser Person ein billiges Komplott geschmiedet hatten, um Nora und Genrich so schnell wie möglich loszuwerden und dann ungestört alles durchwühlen zu können.

Genrich schaute sich wehmütig im Zimmer um – seinem ersten Zuhause. An die Kiewer Wohnung des Großvaters, in der er geboren wurde, erinnerte er sich nicht, doch in diesem lang gestreckten Raum mit den zwei Fenstern hatten sie einst zu dritt gelebt, seine Eltern und er, bis 1931, als er vierzehn war und der Vater verhaftet wurde.

Nichts, absolut nichts von diesem ärmlichen Besitz wollte Genrich haben. Denn was würde Irina sagen, seine jetzige Frau, wenn er dieses Gerümpel ins Haus brachte?

»Nein, nein, Nora, ich brauche nichts davon.« Damit trottete er wieder in die Küche.

Nora schloss die Tür, schob sogar den kleinen Messingriegel vor. Sie setzte sich in Großmutterns Sessel und ließ ein letztes Mal den Blick durch dieses Heim schweifen, das noch lebte, obwohl seine Bewohnerin bereits tot war. An den Wänden hingen einige kleine Bilder, kaum größer als Postkarten. Nora kannte sie in- und auswendig. Ein Foto von Großmutterns Bruder Michail, ein Foto des Schauspielers Wassili Kat-

schalow mit Autogramm, ein Foto, das kleinste, von einem Mann in Uniform, darauf eine Widmung, die seine Wange streifte: »Für Maria«. Sie wusste nicht, wer das war. Merkwürdigerweise hatte sie die Großmutter nie nach diesem Herrn gefragt. Nora sah auf die Uhr – Zeit, nach Hause zu gehen. Die arme Taissija hatte fast ihren gesamten freien Tag bei Jurik verbracht.

Unter dem Fenster stand eine geflochtene Weidentruhe. Nora klappte den Deckel auf. Bis obenhin alte Hefte, Notizbücher, stapelweise beschriebenes Papier. Sie schlug das oberste Heft auf – eine Art Manuskript oder Tagebuch. Ein Bündel Postkarten, Zeitungsausschnitte.

Gut, dachte sie, ich nehme die Bücher mit und die Truhe. Doch nachdem sie sich noch einmal umgeschaut hatte, legte sie auch die Fotos in die Truhe, einen kleinen silbernen Becher, in dem Großmutter ihre Haarnadeln aufbewahrt hatte, und den anderen, aus dem sie ihre Medizin getrunken hatte, sowie eine Untertasse; die dazugehörige Tasse hatte Nora als Kind eigenhändig zerschlagen. Dann holte sie aus dem Büfett eine kleine Zuckerdose und eine Zange zum Zerkleinern von Bruchzucker – Großmutter hatte Diabetes, liebte aber Süßes über alles und zwackte sich mit dieser Zange hin und wieder ein winziges Stückchen Zucker ab, nicht größer als ein Streichholzkopf. Nora dachte an den Waschkrug und die Schüssel, doch die hatten in der alten Küche bereits ein neues Leben begonnen, als Gemeinschaftsgeschirr. Weg mit Schaden!

Eine Stunde später, nachdem die Angehörigen gegangen waren, luden Nora und ihr Vater Truhe und Bücher ins Auto. Die Truhe passte in den Kofferraum, die Bücher nahmen die gesamte Rückbank ein und versperrten den Blick durch die Heckscheibe. Der Vater fuhr Nora nach Hause und half ihr, das ganze Gerümpel hochzutragen. Er blieb an der Tür stehen, und Nora bat ihn auch nicht in die Wohnung. Er hatte sie vor zwei Monaten besucht, um seinen Enkel zu sehen. Früher hatte in diesen drei kleinen Zimmern eine vierköpfige Familie gelebt – Genrich mit Frau, Tochter und Schwiegermutter. Nun lebten sie darin zu zweit.

Eine schöne, bequeme Wohnung. Gut, dass man heutzutage niemanden mehr reingesetzt bekommt, dachte er. Daneben blitzte ein anderer Gedanke auf: Schade eigentlich, dass Mamas Zimmer an den Staat fällt.

Dann fuhr er in sein neues Zuhause im Bezirk Timirjasewka, zu Irina.

Taissija zog sich an, küsste Nora auf die Wange, stieg über den Berg verstreuter Bücher und sagte noch rasch, schon halb aus der Wohnung: »Ach ja, eine Tussja hat angerufen, ein Vitja zweimal und ein Armenier, den Namen hab ich mir nicht gemerkt.«

Dann lief sie davon.

Endlich war alles vorbei.

Auf dem Küchentisch standen drei blitzsauber ausgewaschene Fläschchen – der Kleine hatte sechshundert Gramm getrunken. Nora schaute in sein Zimmer. Er schlief, auf dem Bauch, die Beine angezogen. Sein Gesicht war nicht zu sehen, nur eine runde Wange und ein angewachsenes Ohrläppchen. Ohne die Mütze abzusetzen, griff Nora zu Papier und Bleistift. Ein paar Striche, und die Zeichnung war fertig. Eine gelungene Zeichnung. So hielt es Nora seit vielen Jahren: Jede kleine Freude, die ihr Auge entdeckte, bannte sie sofort auf Papier. Ganze Stapel sammelten sich an, immer mehr, und am Ende warf sie alles weg. Doch ihr Gedächtnis brauchte die Aktion der Hand offenbar, um den Augenblick festzuhalten.

Sie führte den Bleistift, ohne nachzudenken, fast mechanisch.

Dann betrachtete sie den Bücherhaufen an der Tür und wusste, dass sie sich heute nicht schlafen legen würde, ehe alles weggeräumt war. Am meisten störte sie der Staubgeruch. Sie machte einen Lappen nass, wrang ihn aus und wischte Buch für Buch ab, ohne auf Umschlag oder Rücken zu schauen. Sie erkannte sie allein durch die Berührung. Dann füllte sie zuerst die Lücken in den beiden großen Bücherschränken auf, den Rest stapelte sie im Durchgangszimmer, das ihr als Werkstatt diente. Um vier war sie mit den Büchern fertig, blieb noch die Truhe. Aber sie hatte keine Kraft mehr. Sie setzte sich auf einen knarrenden

Thonetstuhl, um zu verschnaufen. Da regte sich Jurik, sie zog die staubigen Sachen aus, stellte sich unter die Dusche, und während das Baby unwillig klagte, weil keine Nahrung kam, trocknete sie sich ab und lief dann nackt, mit zwei übervollen Brüsten, zu ihrem Sohn. Er lächelte mit seinen hellen Augen und öffnete den Mund. Während er trank, schlief Nora ein, und als er eingeschlafen war, wachte sie auf. Sie zog ihren Pyjama an und sank im Nebenzimmer auf die Liege.

Sie schlief wie ein Stein und erwachte von einem Gefühl, als hätte etwas sie versengt. Sie blickte an sich herab – Wanzen krabbelten auf ihr herum und hinterließen eine ganze Straße aus Bissspuren. Nora schüttelte sich und schaute auf die Uhr. Kurz nach sieben, sie hatte keine zwei Stunden geschlafen. Sie sprang auf, ging zur Tür und begriff: Von der Wärme waren die Wanzen in der Weidentruhe munter geworden und durch die Ritzen auf die Jagd gegangen. Nora klappte den Deckel auf. Die Truhe war voller Papiere, darin nisteten mehrere Generationen dieser Blutsauger, Nora nahm den typischen Wanzengeruch wahr. Eine schöne Erbschaft! Ekelhaft!

Sie packte die Truhe an dem verbliebenen der beiden seitlichen Griffe. Der Balkon war vor Juriks Zimmer, sie schleifte die Truhe an dem weißen Gitterbettchen vorbei, öffnete die Balkontür, wobei ein Schwall kalter Luft hereindrang, und stieß den Wanzenkorb hinaus. Sollten die Volksfeinde dort erfrieren! Sie verriegelte die Balkontür.

Jurik wachte auf, lächelte selig und reckte sich. Auf seiner Decke saß gedankenversunken eine vor Unterernährung ganz ausgedörrte Wanze. Nora schnippte sie angewidert auf den Fußboden, hob sie auf und warf sie auf den Balkon. Der Kleine lächelte – er verstand die schwungvolle Handbewegung seiner Mutter als Einladung zum Spiel und schwenkte ebenfalls die Fäustchen.

Nora wischte den Fußboden von der Tür bis zum Balkon mit Petroleum, schüttelte ihre Unterwäsche aus und wartete, ob noch Nachzügler auftauchten. Doch die Wanzen fanden, wie sich später herausstellen sollte, alle auf dem Balkon den Tod. Und Nora vergaß die Truhe wie die Wanzen erst einmal.

Am nächsten Tag brach später Frost herein, dann regnete es lange und heftig. Im Mai mietete Nora ein Sommerhaus in Tischkowo und verbrachte dort über drei Monate. Als sie nach ihrer Rückkehr die im Verlauf des Sommers eingestaubte Wohnung putzte, entdeckte sie auf dem Balkon die Truhe wieder. Die Weidenruten waren leicht aufgequollen, und vom Regen reingewaschen sah die Truhe sogar besser aus als unmittelbar nach ihrer Evakuierung. Nora klappte den Deckel auf und erblickte einen Brei aus durchgeweichtem Papier mit verschmierten Tintenspuren. Die Bleistiftaufzeichnungen waren gänzlich ausgewaschen.

Auch gut, dachte sie, muss ich nicht mehr in diesem alten Schlamm wühlen. Sie holte den Mülleimer aus der Küche und stopfte die übel riechende Papiermasse hinein. Vier Eimer brachte sie hinunter, dann fand sie auf dem Grund der Truhe ein in rosa Wachstuch gewickeltes Päckchen. Sie machte es auf – es enthielt mit Bändern verschnürte Briefe. Sie zog den obersten Brief heraus. Auf dem Umschlag stand die Adresse: Kiew, Mariinsko-Blagoweschtschenskaja-Straße 22, der Poststempel war vom 16. März 1911. Die Empfängerin hieß Maria Kerns, der Absender Jakow Ossetzki, Kiew, Kusnetschnaja-Straße 23. Ein umfangreicher Briefwechsel, nach Jahren geordnet. Dazu mehrere Notizbücher, die Seiten vollgeschrieben mit altmodischer kleiner Schrift. Nora untersuchte alles gründlich – sie wollte ihre Wohnung nicht noch einmal mit Wanzen verseuchen. Aber alles war sauber. Sie legte das Päckchen mitsamt dem Wachstuch in ihr Theaterarchiv, das sie damals bereits begonnen hatte. Und vergaß es erneut, diesmal für viele, viele Jahre.

Die Papiere reiften jahrelang im Dunkel ihres Sekretärs. Als Nora sie schließlich herausnahm, waren alle Menschen gestorben, die Noras Fragen, die ihr beim Lesen der Briefe kamen, hätten beantworten können.

Zweites Kapitel

Die Uhrmacherwerkstatt in der Mariinsko-Blagoweschtschenskaja-Straße (1905–1907)

Maria wurde in Kiew geboren, wohin ihr Vater, Pinchas Kerns, 1873, fast zwanzig Jahre vor ihrer Geburt, aus der kleinen Stadt La Chaux-de-Fonds in der westlichen Schweiz gezogen war. Der Vater war Uhrmacher in dritter Generation und wollte hier eine eigene Firma gründen, nach dem Vorbild der kleinen Schweizer Unternehmen, die zu jener Zeit ihren Siegeszug um die Welt antraten. Pinchas war befreundet mit Louis Brandt, dem Inhaber einer Uhrmacherwerkstatt und späteren Gründer der Firma Omega; und der hatte ihn auf diese Idee gebracht. Pinchas war ein erstklassiger Uhrenmechaniker, und bei seinem Fleiß und seiner Gewissenhaftigkeit hätte er mit Uhren aus Schweizer Teilen in Kiew ein florierendes Geschäft machen können. Louis Brandt beteiligte sich sogar an der Finanzierung dieses Vorhabens.

Zwar stellte sich nach und nach heraus, dass Pinchas der ehrenvollen Mission als Vertreter des westlichen Kapitalismus nicht gewachsen war, doch er lebte sich am neuen Ort ein, heiratete ein ortsansässiges jüdisches Mädchen und bekam drei Söhne und die Tochter Maria. Mit der Zeit lernte er auch die beiden für ihn neuen slawischen Sprachen, Russisch und Ukrainisch. Zweisprachigkeit war er gewohnt, denn in seinem heimischen La Chaux-de-Fonds wurde neben Französisch fast gleichberechtigt Deutsch gesprochen, hinzu kamen die beiden jüdischen Sprachen, das Alltagsjiddisch und das »erhabene« Hebräisch.

Das in den Umzug und die Einrichtung am neuen Ort investierte Schweizer Geld war nicht völlig in den Sand gesetzt, denn Kerns, der rasch begriff, dass ihm der Handel weit weniger lag als das Handwerkliche, eröffnete in der Mariinsko-Blagoweschtschenskaja-Straße eine

Werkstatt, wo er Uhren jedes Fabrikats reparierte, meist namenlose Stücke ortsansässiger Meister. Sein Handwerk schätzte er sehr hoch, während er den Handel für eine Art Gaunerei hielt. Obgleich das *Kapital* zu der Zeit schon geschrieben war und dessen genialer Autor, damals noch nicht weltberühmt, darin Pinchas' Heimatstadt La Chaux-de-Fonds äußerst lobend erwähnte, als Beispiel für die kapitalistische Spezialisierung der Produktion, hatte der Uhrmacher diese Bibel des Kommunismus nie gelesen. Er blieb sein Leben lang Handwerker und erklimmte nie die Höhen der kommunistischen Theorie, ja, nicht einmal die der kapitalistischen. Dafür eigneten sich seine Kinder früh die fortschrittlichen Ideen der Menschheit an und verspotteten ihren gütigen, fröhlichen und in jeder Hinsicht vorbildlichen Vater liebevoll wegen seiner archaischen Gewohnheiten, seines französischen Akzents und wegen der altmodischen französischen Gehröcke, die er fast vierzig Jahre lang auftrug.

Alle Kerns-Kinder plapperten munter Französisch, und das machte sie zu seltenen Vögeln – in ihrem Umfeld wurde ein anderes Idiom gesprochen. Die Nachkommen des Uhrmachers benutzten, obwohl sie die Sprache ihrer Mutter bestens beherrschten, untereinander gern das aristokratische Französisch, das in ihrer Straße sonst niemand sprach. Unterrichtet wurden sie zu Hause, wobei für die beiden älteren Jungen, Mark und Iossif, in einer Zeit relativen Wohlstands der Familie ein Lehrer engagiert worden war, der jüngste Bruder aber, nach dem wirtschaftlichen Ruin, von den älteren unterrichtet wurde. Und als Michail herangewachsen war, unterwies er die kleine Schwester. Zu besseren Zeiten kam sogar ein Musiklehrer ins Haus, Herr Kossarkowski, ein Student, der zu einem Freund der Familie wurde. Maria entwickelte großen Lerneifer. Die Kerns-Kinder hingen zärtlich aneinander, und die kleine Schwester, Marussja genannt, wurde von allen vergöttert. Die Gewissheit, von allen geliebt zu werden, besonders von Männern, wurde ihr als Erwachsene oft zum Verhängnis, erhöhte jedoch in ihrer Jugend nur ihren Charme.

Das Gymnasium blieb den Kerns-Kindern wegen der damaligen

Quotenregelung verschlossen. Iossif, der Älteste, ging früh unter die Proletarier. Mark und Michail absolvierten das Gymnasialprogramm extern.

Die geschäftliche Verbindung zwischen Pinchas Kerns und dem Firmeninhaber Louis Brandt hatte sich längst erschöpft, doch den freundschaftlichen Briefwechsel setzte auch sein Erbe fort, Brandts ältester Sohn. Pinchas hatte seine Schulden pünktlich abgezahlt und kaufte hin und wieder von Omega Ersatzteile. Die Familie verarmte langsam, aber stetig. Doch trotz ihrer Armut führte sie weiterhin ein gastfreundliches Haus mit Teenachmittagen und musikalischen Abenden, bei denen ein bunt gemischtes junges Volk zusammenkam. Freigeister. Besonders gesellig wurde es in der warmen Jahreszeit, wenn der Samowar auf dem kleinen Hof vor der Erdgeschosswohnung aufgestellt wurde. Die Armut war kein Hindernis für Frohsinn.

Im Oktober 1905 wütete in Kiew ein Judenpogrom, das den langsamen Ruin des Uhrmachers Kerns vollendete: Die Werkstatt wurde vollkommen verwüstet, der Besitz der Familie geplündert; was die Plünderer nicht mitnahmen, zerstörten sie. Sie zertrampelten sogar den Samowar.

Das Kiewer Judentum war wirtschaftlich ruiniert, doch das Pogrom hatte nicht nur materielle Folgen. Den überlebenden Juden wurde klar, welch dünne Wand sie von der gänzlichen Auslöschung trennte. Die gelehrten Talmudisten, bewandert in göttlichen Texten und historischen Zeugnissen aus der tausendjährigen Vergangenheit, verfielen in Mutlosigkeit und Trauer. Der Zionismus kam in Mode, er predigte die Sammlung der vertriebenen Juden im Heiligen Land zum Wiederaufbau des historischen Israel, aber nicht weniger populär waren unter den jungen Leuten sozialistische Ideen. Die Revolution von 1905 war gescheitert, doch die Sehnsucht nach einer neuen, reinigenden und befreienden Revolution bewegte die Herzen. Politik wurde populär. Nur Pinchas Kerns, dessen liebstes Vergnügen seit seiner Jugend die Lektüre von Zeitungen in allen ihm zugänglichen Sprachen gewesen war, gab diese Leidenschaft auf und widmete sich stattdessen der Reparatur

einer alten Spieluhr, die beim Pogrom zerstört worden war. Er seufzte nur, wenn er den endlosen Gesprächen seiner Söhne und ihrer Freunde über die inhuman eingerichtete Gesellschaft zuhörte, über die bevorstehenden Veränderungen und über den Kampf, von dem der alte Pinchas nichts erwartete als neue Pogrome und neue Widrigkeiten.

Die fünfzehnjährige Marussja, die von gutherzigen Nachbarn, den Jakowenkos, während des dreitägigen Pogroms, vom 18. bis 20. Oktober, in deren Schlafzimmer und, in den gefährlichsten Stunden, im Keller beherbergt worden war, verließ diese Zuflucht als christophile Extremistin. In diesen für Kiew beschämenden Tagen war ihr Charakter gereift, und die zuvor so freundliche Welt zerfiel für sie nun in zwei konträre Hälften, ohne Nuancen und Schattierungen: Die einen waren Kämpfer für die menschliche Würde und Freiheit, die anderen deren Feinde, Ausbeuter und Schwarzhunderter. Die Jakowenkos, die Marussja versteckt, ihr zu essen gebracht und sie in diesen schrecklichen Tagen beschützt hatten, gehörten weder zu den einen noch zu den anderen, also zählte Marussja sie der Bequemlichkeit halber zu den Verwandten, die man der natürlichen Bindungen wegen liebt.

Als Pelageja Jakowenko die kleine Ikone der Muttergottes mit dem Kind, die sie zwischen die Rahmen des Doppelfensters gestellt hatte, wieder herausnahm, betrachtete Marussja das bemalte Holzbrett und empfand eine verwirrende Dankbarkeit für beide – für die monumentale ukrainische Nachbarin mit den winzigen Augen und dem geflochtenen Zopfkrantz ebenso wie für die jüdische Mirijam, ihre Namensvetterin Maria mit dem kleinen Jesuskind, die sie beschützt hatten vor der tobenden bestialischen Menge aus Menschen, die sich »Christen« nannten. An diesem Punkt verhedderten sich ihre Gedanken, die innere Klarheit zerbröckelte, und die Welt war nicht mehr eindeutig in zwei Hälften geschieden, in Gut und Böse, sondern irgendwie anders. Pelageja und ihr Mann Taras waren Monarchisten, zudem Eigentümer zweier Häuser und einer Schenke, also Ausbeuter, aber andererseits auch gute Menschen, sogar von heldenhafter Güte. Gerüchten zufolge war in den schrecklichen Tagen des Pogroms eine russische Familie, die

eine alte Jüdin versteckt hatte, umgebracht worden. Die Jakowenkos waren bestimmt ein großes Risiko eingegangen, als sie Marussja aufnahmen. Das alles passte in Marussjas Kopf nicht recht zusammen, die Gedanken behinderten einander, es gab keine Klarheit, keine Ordnung, nur Beunruhigung und das Gefühl, dass das Leben rigoros verändert werden musste. Und es änderte sich auch, ganz ohne Marussjas Zutun: Ihr älterer Bruder Iossif, der zu einer Abteilung der jüdischen Selbstverteidigung gehörte, wurde, wie alle, die während des Pogroms zur Waffe gegriffen hatten, für drei Jahre in das Gouvernement Irkutsk verbannt. Mark hatte die Familie schon eher verlassen, er war nach dem Jurastudium an der Petersburger Universität in der Hauptstadt geblieben und hatte eine kleine Stelle in einer Anwaltskanzlei bekommen. Zur großen Enttäuschung des Vaters hatte Mark für seine »hohe« Bildung einen, wie der Vater fand, demütigenden Preis bezahlt: Er war konvertiert und Protestant geworden. Dieses Thema wurde in der Familie gemieden, als ginge es um eine peinliche Krankheit.

Der alte Pinchas war kein religiöser Fanatiker, aber er ging in die Synagoge und hielt Kontakt zu seinen Glaubensbrüdern. Er missbilligte den Schritt seines Sohnes, schwieg jedoch dazu und trauerte still. Mark setzte sich sehr dafür ein, dass sein Bruder Michail ebenfalls in Petersburg studierte. Bald verließ auch Michail Kiew und schrieb sich als Gasthörer an der Petersburger Universität ein.

Die Lage der Familie war, abgesehen davon, dass sie alle das Pogrom überlebt hatten, recht traurig. Doch das Leben kam von selbst wieder ins Lot. Von der »Kommission zur Sammlung von Spenden für die Pogromopfer« bekamen sie Geld und Kleider geschickt – etwas abgetragen, aber solide, allerdings durchweg sehr groß. Die Mutter machte sich ans Ändern, trennte auf, schnitt neu zu und nähte um. Ein so schönes Kleid hatte Marussja noch nie besessen – aus kastanienbrauner, flauschiger Wolle mit Seidenborte. Dazu wurden ihr geknöpfte Halbschuhe gekauft, zum ersten Mal keine Kinderschuhe, sondern ein Paar mit kleinem Absatz. Marussja war nun ein Fräulein.

Als die Brüder nicht mehr da waren, entdeckte Marussja, verwöhnt

von der Aufmerksamkeit der vielen jungen Männer, die oft ins Haus gekommen waren, und gewöhnt an kultivierte Gespräche, hitzige Debatten und Fröhlichkeit, Scherze und Streiche, dass sie sich von fremdem Leben genährt hatte, selbst hingegen nichts darstellte, weshalb nun niemand mehr zu Besuch kam außer langweiligen Verwandten, Michails Schulfreund Iwan Beloussow und Bogdan Kossarkowski, ihrem früheren Musiklehrer, der inzwischen Klarinettist am Operntheater war.

Trostlos, trostlos. Im Haus ertönte keine Musik mehr, denn das alte Klavier war dem Pogrom zum Opfer gefallen und kurz und klein gehackt worden, und an den Kauf eines neuen war unter den jetzigen Umständen nicht zu denken. Statt fröhlicher Feste gab es nur noch rare Briefe von den älteren Brüdern und zahlreiche kurze Postkarten von Michail, der sein buntes Petersburger Leben schilderte. Diese Postkarten verdarben Marussja noch mehr die Stimmung.

Der Vater ersetzte die zerbrochenen Scheiben in der Werkstatt und in der Wohnung, weite die Wände und reparierte den Uhrenkasten, in dem er wunderschöne Federn und Metallteilchen aufbewahrte, und hängte ihn neben seinem Arbeitstisch auf. Er verbrachte die meiste Zeit in der Werkstatt, allerdings nicht mit Kunden, denn die blieben meist aus, sondern mit der Reparatur der Spieluhr. Geduldig richtete Pinchas den zerbeulten Zylinder wieder her, der als Notenblatt diente – eine mühselige Arbeit, denn die neu eingesetzten Stifte mussten exakt auf den »tonabnehmenden« Kamm ausgerichtet werden, der ebenfalls beschädigt war.

Marussja, der die schweigsame Gesellschaft des Vaters lieber war als das ständige Gemurmel der Mutter, hatte sich in einer Ecke der Werkstatt eingerichtet, wo sie sich in einem alten Sessel zusammenrollte und nacheinander die Bücher las, die ihrem Bruder Michail auf wunderbare Weise zugefallen waren. Diese Bibliothek aus zweihundert Büchern war ein Geschenk des Schriftstellers Wladimir Korolenko, der erfahren hatte, dass bei dem Pogrom sämtliche Bücher des jüdischen Studenten zerrissen und vernichtet worden waren.

Wer hätte damals geahnt, dass diese Bücher Michail bis an sein Lebensende begleiten und den Grundstock der berühmten Büchersammlung bilden würden, die seine Enkelin Ljuba, eine Cousine dritten Grades von Nora Ossetzkaja, bis heute in ihrer Wohnung in der Twerskaja-Straße in Moskau aufbewahrt?

Marussja, abgemagert und mit dunklen Ringen unter den Augen, hielt eine Ausgabe der Zeitschrift *Journal für alle* von 1903 in der Hand, auf der ein blauer Stempel prangte: »Ex libris Wladimir Galaktionowitsch Korolenko«, und las zum dritten Mal hintereinander Tschichows Erzählung *Die Braut*. Woher wusste er so gut Bescheid, nicht nur über die Heldin der Geschichte, die aus dem platten Dahinvegetieren in der Provinz in ein neues, erhabeneres Leben floh, sondern auch über sie, Marussja, die ebenfalls dieser Ödnis und Langeweile entfliehen wollte, in ein freies, sinnerfülltes, unbestimmt schönes Leben?

Die Mutter rief zum Essen. Marussja lehnte ab. Der Vater wischte sich mit einem sauberen Lappen den Metallstaub von den Händen und rief sie noch einmal, doch sie schüttelte den Kopf. Beim Anblick von Hühnersuppe wurde ihr übel. Schon vom Geruch, der aus dem hinteren Zimmer herüberdrang, hob sich ihr Magen.

»Gut, dann bleib hier sitzen. Wenn jemand kommt, ruf mich.« Der Vater verließ die Werkstatt nur selten, um keinen Kunden zu verpassen.

Kaum war der Vater draußen, läutete die Türglocke. Marussja legte die Zeitschrift auf den Bücherstapel, der sich in den letzten Wochen neben dem Sessel angesammelt hatte, und öffnete. Herein kam eine Dame in einer Tuchjacke mit Samtbesatz, auf dem Kopf einen Hut, der aussah wie ein flacher Zylinder mit Flügeln – so etwas wurde weder in Kiew noch in einer anderen Stadt getragen. Marussja ließ die Dame ein und bat sie, Platz zu nehmen und einen Augenblick zu warten, während sie den Vater rufe.

Während Marussja den Vater holen ging und der sich die Hände wusch, sah die Dame den Bücherstapel auf dem Boden neben dem Sessel durch. Das *Journal für alle* interessierte sie nicht, wohl aber der Umschlag eines anderen Buches – las dieses dünne Mädchen tatsächlich

das erst kürzlich erschienene Buch *Vie de Beethoven* des Modeautors Romain Rolland im französischen Original?

Diese Frage stellte die Dame dem alten Uhrmacher, als dieser ein paar Minuten darauf erschien.

»Ja, meine Tochter ist eine begeisterte Leserin.«

Die Uhr, die repariert werden sollte, entpuppte sich als eine runde, goldene Omega aus der für den Uhrmacher so denkwürdigen ersten Serie. Sie kamen ins Gespräch. Madame Leroux war Schweizerin, ihre Eltern stammten aus dem Oberen Jura, genau wie Pinchas hatte sie ihre Heimat vor langer Zeit verlassen, doch allein die Erwähnung der vertrauten Flüsse und Täler bereitete beiden Freude. Während der angenehmen Plauderei öffnete der Uhrmacher den hinteren Gehäusedeckel, klemmte sich ein in Horn gefasstes Glas ins Auge wie ein Monokel, zog mit der Pinzette eine winzige Schraube heraus, wühlte im Schubfach seines Tisches und fand ein ebensolches Pendant. Auf dem Zifferblatt fehlte ein kleiner Stein. Pinchas fragte, von welcher Farbe der Stein gewesen sei.

»Rot«, sagte die Dame. »Sie sind alle rot.«

Pinchas nickte. Den Stein musste er in der Schweiz bestellen, Rubinsplitter hatte er nicht vorrätig.

Die leidenschaftliche Leserin, die sich vor der verhassten Suppe gedrückt hatte, huschte wie ein lautloser Schatten in die Werkstatt. Die Kundin vergaß ihre Uhr und wandte sich an das junge Mädchen.

»Sie lesen Französisch? Und gefällt Ihnen das Buch?«, fragte sie auf Französisch.

»Ja, sehr.«

»Sie mögen Beethoven?«

Marussja nickte.

Mit diesem Augenblick begann das neue Leben, nach dem sie sich so gesehnt hatte. Madame Leroux, Sekretärin der Fröbel-Gesellschaft, Leiterin eines öffentlichen Kindergartens, lud Marussja nach einem zehnmütigen Gespräch ein, ihre einzigartige Einrichtung zu besuchen. Im Januar, eine Woche nach ihrem Geburtstag, bekam Maria Kerns ihre

erste Anstellung: als Erziehungshelferin in einer kurz zuvor gegründeten Tagesstätte für Kinder von armen Eltern und Lohnarbeiterinnen. So trat Marussja mit sechzehn Jahren ins Erwachsenenleben ein. Im Herbst desselben Jahres begann sie eine Ausbildung in den neu eröffneten Fröbel-Kursen an der Kiewer Universität. Sie wurde eine Fröbelianerin, eine »Kinder-Gärtnerin«, wie sie genannt wurden.

Drittes Kapitel

Aus der Truhe Tagebuch von Jakow Ossetzki (1910)

6. Januar

Ich war über eine Woche krank, so schlimm wie noch nie. Mehrere Tage dämmerte ich vor mich hin wie im Schlaf, in den hin und wieder jemand einbrach – Mama mit einer Tasse Tee, Doktor Wladimirski und irgendwelche unbekanntes Gesichter, teils sehr angenehme, doch dahinter lauerte ständig jemand Gefährliches, ja Grausiges. Ich kann die Person nicht beschreiben, doch selbst die Erinnerung ist unangenehm. Zeitweise befand ich mich in einem furchtbar flachen und düsteren Raum und wusste, dass ich bereits tot war. Ich spüre, wenn ich das nicht aufschreibe, ist es unwiederbringlich verloren. Doch da war etwas unermesslich Wichtiges, es betraf mein zukünftiges Leben. Ich beneide Schriftsteller – mir fehlen die Worte.

10. Januar

Ich habe wieder zu lesen begonnen. Voller Gier. Nach meiner Krankheit bin ich ganz ausgehungert. Jetzt lese ich Bücher zur Biologie. Von Darwin habe ich alles durch, was mir Jura gebracht hat.

Wenn die Musik nicht wäre, könnte ich mich mit Biologie beschäftigen. Das ist das Interessanteste, was ich in letzter Zeit auf dem Gebiet der Wissenschaft gelesen habe.

Aber die Musik ist mir wichtiger!!!

1. Februar

Wie schwach der Mensch ist! Ich habe eigentlich meine Prinzipien, eine Weltanschauung, eine Vorstellung vom Willen und einen Begriff von geschlechtlicher Moral, doch kaum sehe ich ein etwas tieferes Dekolleté bei einer Wäscherin, verspüre ich eine Blutwallung zum Herzen (ja, zum Herzen), kann nicht mehr denken, und es zieht mich unwillkürlich zu ihr hin.

Geht sie fort, bin ich wieder gesund, bis auf ein leichtes Zittern der Hände. Es ist empörend, sich so wenig beherrschen zu können. Ich bin sicher, eine Frau müsste mir nur zuzwinkern, und ich würde ihr nachlaufen wie ein Hündchen, würde alles vergessen, Ellen Key ebenso wie Tolstoi und Payot.

Welche Kontraste! Gleich danach setze ich mich hin und lese Ellen Key.

Zur Festigung meiner Natur, wahrscheinlich ebenjener Natur, die morgen von selbst der Wäscherin nachlaufen wird.

15. Februar

Heute habe ich gewagt, mit Vater über meine weitere Ausbildung zu sprechen. Im Frühjahr beende ich die Handelsschule, und danach möchte ich mich weiter der Musik widmen. Ich war übermäßig hitzig, das ist mir jetzt klar. Vater hat mir gelassen zugehört, als stehe seine Entscheidung seit langem und endgültig fest. Er sagte, ich müsse die Aufnahmeprüfung für die Handelshochschule ablegen, doch er sei bereit, meinen Musikunterricht weiter zu finanzieren, wenn ich Student der Handelshochschule werde. Mir war das Gespräch sehr peinlich. Eben wegen des Geldes. Worüber er auch spricht, er reduziert alles auf das Materielle, auf das Geld.

20. April

Heute habe ich eine Entdeckung gemacht, die ich bereits selbst widerlegen konnte.

Bei einem untemperierten Flügel stimmen die tiefen und hohen Töne nicht überein. Dem C in der Kontra-Oktave entspricht in der viergestrichenen Oktave nicht das c, sondern das cis. Nun kam mir folgender Gedanke: eine ununterbrochene C-Oktave bis zur Kontra-Oktave.

Vor ihrem Hintergrund fließt ein kleines melodisches Motiv, das auf dem c der viergestrichenen Oktave beruht. Der Akkord klingt harmonisch. Dann wechselt das Motiv ohne Veränderungen in die dreigestrichene, die zweigestrichene, die eingestrichene, die Kleine, die Große und die Kontra-Oktave.

Die kleine Ungenauigkeit wächst an und wird in der Kontra-Oktave zur Dissonanz.

Das könnte man als »allmählichen Übergang von Konsonanz zu Dissonanz« bezeichnen. Eine hochinteressante Idee!

Überhaupt lassen sich mit der Temperierung des Klaviers allerhand »Kunststückchen« anstellen.

24. April

Ich könnte nie allein leben. Ich liebe Gesellschaft, nur in Gesellschaft bin ich lebendig, fröhlich, geistreich.

Ich kann mir keine Zukunft ohne Gesellschaft vorstellen. Ich träume von einer Gesellschaft, in der ich der Mittelpunkt bin.

Meine geheimsten Träume stellen mich auf eine Bühne, mir wird zugejubelt und applaudiert. Um mich herum Fräcke, Bänder, Schultern ... Blumen ohne Ende ... Aber ohne Gesellschaft?

»Herrschaften, Sie können sich nicht vorstellen, wie schwer einem Menschen zumute ist, wenn er nirgendwohin gehen kann. Der Mensch braucht etwas, wohin er sich zurückziehen kann.« Selbst Dostojewski, der düsterste, schwermütigste Schriftsteller, spricht durch seinen Mar-

meladow von der Qual der Einsamkeit. Selbst für den Giganten Dostojewski ist das Grauen der Einsamkeit unerträglich!

Mir wird angst und bange. Genau das, ein Mensch, der in einem dunklen Zimmer sitzt, macht mir Angst. Ich sitze nach dem Unterricht in einem behaglichen Zimmer. Ich denke daran, dass ich gleich einige Studentinnen besuchen werde. Bei diesem Gedanken wird mir warm ums Herz. Doch irgendwer sitzt einsam in einem Zimmer und grübelt.

Ich sollte zu ihm gehen, ihn freundlich ansprechen, in die Gesellschaft mitnehmen, ihn zum Reden bringen. Ihm sagen, wie schwer und absurd das alles ist. Doch dafür besitze ich nicht die Fähigkeit, das Geschick, die Kraft ...

20. August

Lange habe ich Dir nicht geschrieben. Vieles ist nun tatsächlich entschieden. Ich wurde an der Handelshochschule immatrikuliert und vor allem an der Musikschule. Es ist vollbracht! Ja, vollbracht.

Pläne habe ich für dieses Jahr eine Unmenge!

Viel Musikunterricht, bis Weihnachten 5 Prüfungen an der Hochschule ablegen, im Mai weitere 4, Deutschunterricht nehmen, ein paar Privatstunden. An der Hochschule muss ich ganze vier Jahre bleiben. Alles für das Ansiedlungsrecht. Dann leb wohl, Musik, leb wohl, Pädagogik, leb wohl, »Ausland«. Vor mir liegt der Weg eines Bankangestellten, ein kleinkariertes, widerwärtiger Weg mit jährlicher Gehaltssteigerung. Nach und nach fügen du dich in das Joch, bis du nicht mehr von deiner Stelle lassen kannst. Sollte ich auch noch die Musik aufgeben, gehe ich ein. Manchmal lebe ich ganz in meinen Träumen, ziehe mich vollkommen zurück aus dem alltäglichen Leben. In mir steckt viel von Rudin und Peer Gynt. Ich fürchte, ich bin zu schwach und werde nicht einmal den hundertsten Teil meiner Träume verwirklichen.

5. November

Ein schrecklicher Tag. Tolstoi ist gestorben. Ich bin jetzt ganz ruhig und erinnere mich sogar irgendwie gern daran, dass ich vor einer halben Stunde im dunklen Flur stand, in mein Taschentuch heulte und schreckliche Angst hatte, jemand könnte mich hören. Nach den Tränen wird einem leichter ums Herz. Der Kummer wird tatsächlich herausgeweint.

Auf der Straße werden kleine Handzettel verkauft. Mir wurde ein wenig bang ums Herz, stockend ging ich an den Menschen vorbei, die diese Zettel lasen.

Es regnet, träge, unaufhörlich, betäubend.

In einem Schaufenster ein großes Tolstoi-Porträt. Dazu eine Karte: »gestorben am 4. II. 1910«.

Wenn ich nach Hause komme, erzähle ich es – nein, ich werde es nicht erzählen.

Sobald ich eine Neuigkeit erfahre, ist der erste Gedanke: Das muss ich schnell weitererzählen. Ich werde es zu Hause nicht erzählen.

Da erlebt die Welt, die ganze Welt, ein solches Unglück, und ich denke beharrlich, unaufhörlich nur an mich selbst. Lausche auf meine Gedanken, bemitleide mich für meinen Kummer, denke an meinen traurigen Gesichtsausdruck.

Aber Genrich in Odessa weint bestimmt auch. Liegt auf seinem Bett und weint. Mein liebster älterer Bruder. Schade, dass er nicht bei mir ist.

Ich sitze am Tisch, es regnet in Strömen. Ich habe es nicht ausgehalten. »Mama, Tolstoi ist gestorben.« Ich konnte mich nicht beherrschen und fing an zu weinen, rannte ins Esszimmer, in den Flur und weinte heftig. Sie verstehen nichts, überhaupt nichts.

Ich denke – ist das ein allgemeines, ein gesellschaftliches Gesetz? Oder eine Tragödie unserer Familie? Warum können meine Eltern, die so gütig, so liebevoll sind, nicht verstehen, was uns alle bewegt? Weder meine Gedanken noch meine Gefühle? Wird das etwa auch bei mir so sein, werden auch meine Kinder mich ungläubig ansehen und denken:

Mein Vater ist so gütig und liebevoll, aber ich kann mit ihm über nichts reden. Er lebt in seiner eigenen Welt, und die ist langweilig und uninteressant. Nein, so etwas kann mir nicht passieren. Ich habe mir versprochen, dass ich mich bemühen werde, meine Kinder zu verstehen, ja, ihr Leben zu teilen. Aber ich weiß nicht – ist das überhaupt möglich?

5. November

Tolstoi ist nicht tot! Er lebt! Per Telegraf wurde in alle Städte der Welt gemeldet, er sei gestorben, aber das erwies sich zum Glück als falsch!

7. November

Doch, Tolstoi ist gestorben, aber erst heute, am 7. November, um 6 Uhr morgens.

Ich (schon wieder ich!) habe die Nachricht fast vollkommen ruhig aufgenommen. Ich hatte mich schon vorher ausgeweint.

Ich habe einmal gesagt: Der Tod ist etwas so Schreckliches, dass es am besten ist, nie an ihn zu denken. Wer ständig an den Tod denkt, der sieht keinen Sinn mehr im Leben, nein, nicht im Leben, sondern in unseren alltäglichen kleinen Dingen; so jemand kann sich nur aufhängen.

Doch die Menschen hängen sich nicht auf, also haben unsere alltäglichen kleinen Dinge einen Sinn, also müssen wir nicht an den Tod denken.

Diese Gedanken schienen in meinem Kopf so klar und stark; auf dem Papier wirken sie irgendwie naiv, kindlich. Aber ich weiß, was ich sage. Wenn ein Mensch gestorben ist, sollten alle Menschen ihn sofort vergessen. Ich habe einmal gesagt, auf meinem Sterbelager werde ich alle Fotografien von mir und alle meine Papiere zerreißen, ich werde meine Kinder bitten, nicht über mich zu reden. Und ihnen verbieten, Trauer zu tragen.

Wir müssen beschleunigen, was die Zeit ohnehin tut.

Überhaupt ist alles Vergangene, das sich nicht zurückholen lässt, erschreckend. Das Leben rast grauenhaft schnell.

»Das Leben ist ein Augenblick.« Darum darf man sich nicht Erinnerungen hingeben, welche die Gegenwart vergiften, die allein Sinn hat. Was könnte größer sein als die vergangene Zeit?

8. November

Es gibt Zeiten, da ich meine Eltern entschieden nicht ertrage; das geschieht, wenn ich häufiger ernsthaft mit ihnen spreche. Wenn ich sie nicht sehe, zieht es mich zu ihnen. Einmal habe ich einer Bekannten sehr viel von Vater erzählt, so viel, dass ich beinahe geweint hätte, die Tränen zitterten schon in meiner Kehle, doch jetzt ist es mir unangenehm, dass ich heute mit ihnen zusammen essen muss. Wir sind einander vollkommen fremd, und ich lebe aus irgendeinem Grund auf seine Kosten. Wenn wir nebeneinanderlaufen oder gemeinsam irgendwohin gehen müssen (das alles vermeide ich tunlichst), schwatze und plappere ich allen möglichen Unsinn, um nicht zu schweigen. Er interessiert sich nie für mich; ich glaube, er achtet mich überhaupt nicht, meine Überzeugungen, meine Gewohnheiten, und zugleich liebt er mich wahrscheinlich. Eine seltsame Liebe!

Ich spüre, dass mich vor allem Kleinigkeiten an ihnen ärgern oder aufregen. Oft liegt es nur daran, dass ich Dinge anspreche, die nicht angebracht sind; dass ich Gespräche anfangen, die sie wahrscheinlich nicht überzeugen. Ich rede nun immer weniger mit ihnen.

Mama liebe ich manchmal, aber ich achte sie überhaupt nicht. Das ist schlimm. Fremde Menschen hocken zusammen, zanken sich, machen einander das Leben schwer und leben obendrein alle auf fremde Kosten. Vater schuffet wie ein Ochse. Von außen wirkt das wie »glückliches Familienleben«. Das Schlimmste ist, dass mein Familienleben wahrscheinlich irgendwann einmal genauso aussehen wird.